

WILLIAM GADDIS

Die Fälschung der Welt

WILLIAM GADDIS

Die Fälschung der Welt

ROMAN

Überarbeitete Übersetzung
aus dem amerikanischen Englisch
von Marcus Ingendaay

Nachwort von Denis Scheck

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT

Für Sarah

Erwachend auf den Lippen,
das Hoffen, die neuen Schiffe.

Nihil cavum sine signo apud Deum.
Irenaeus, *Adversus haereses*

Kapitel I

DIE ERSTE DREHUNG DER SCHRAUBE

MEPHISTOPHELES (*leiser*): Was gibt es denn?

WAGNER (*leiser*): Es wird ein Mensch gemacht.

—Goethe, *Faust II*

Sogar Camilla war zeitlebens einem Maskenball nicht abgeneigt gewesen, wobei sie sich jedoch stets auf unverfängliche Veranstaltungen beschränkt hatte, deren Reglement die Selbstentlarvung ausdrücklich zuließ, in jenem entscheidenden Moment nämlich, in dem die Maske Anspruch auf Wirklichkeit erhob. Der Trauerzug allerdings, der sich fern der Heimat den zypresenbestandenen Hügel hinanbewegte, genötigt vom eintönigen Singsang des Priesters und doch immer wieder stockend durch unschlüssiges Verweilen an den vierzehn Stationen des Kreuzwegs (ganz zu schweigen von dem Leichenwagen, einem weißen Pferdefuhrwerk, dem man ihre Beförderung anvertraut hatte und das einem barocken Zuckerbäckerstand zum Verwechseln ähnlich sah), dieses Schauspiel allein dürfte nach menschlichem Ermessen im scheuen Antlitz ihrer Seele die Spur der Verstörung gelegt haben.

Die Spanische Affäre, so hatte Gwyon später die Angelegenheit bezeichnet, und das nicht etwa beiläufig, sondern gewissermaßen exklusiv, unnahbar bei aller Bescheidenheit, weil selber unrettbar darin verstrickt. Denn gerade seine früh entdeckte Leidenschaft für weite Reisen, auf denen er die Enge seiner Heimat hinter sich lassen konnte, hatte ja (in Gestalt eines Schiffs mit Fahrtziel Spanien) eine Kette von Ereignissen ausgelöst, die, nach sechsjähriger Ehe, seine Frau das Leben kosten sollten. — Da liegt sie nun, zwischen all den Katholiken, lautete Tante Mays bitteres Verdikt. Tante May war die Schwester seines

Vaters, eine vertrocknete, stockkonservative Frau, die mit calvinistischem Starrsinn an jenem Mann festhielt, der Reverend Gwyon einmal gewesen war. Sie sah es zuvörderst als ihre Christenpflicht an, Anstoß zu nehmen. Unterstützung fand sie damit gleich in beiden Familien, denn verübeln ließ sich dem Witwer nicht nur die scheinbar allzu bereitwillige Gottergebenheit, mit der jener den Tod seiner Frau hinzunehmen gewußt hatte, sondern vor allem seine Weigerung, der Überführung der Leiche zuzustimmen, mit anschließender Grablegung in der unbefleckten Krume Neuenglands. So nahmen sie also ihr Kreuz auf sich und trugen es mit bewundernswürdiger puritanischer Leidensverachtung auf ihre ganz private Schädelstätte.

Folgendes war passiert:

Im Spätsommer war das Ehepaar mit dem Schiff nach Spanien aufgebrochen.

—Der Himmel allein weiß, was sie da drüben wollen, unter all diesen ... diesen Ausländern, lautete ein Kommentar.

—Man bedenke: ein ganzes Land voller Ausländer.

—Und außerdem katholisch, blaffte Tante May. Ihr widerstrebte sogar jede weitere Nennung des Schiffsnamens, geradeso, als vermöge sie nicht nur den herannahenden familiären Schicksalsschlag zu wittern, den ein derart übelbenamstes Fahrzeug unweigerlich heraufbeschwören würde, sondern bereits die vernichtenden Seeschlachten künftiger Generationen, welche mit Mann und Maus, Mast- und Schotbruch auf sämtlichen sieben Meeren für solcherart verlorene Siege würden bezahlen müssen.

Dessenungeachtet gingen die Gwyons an Bord der *Purdue Victory* und stachen von Boston aus in See, versehen mit Heilmitteln gegen jegliche Beschwernis außer der eigenen Vergangenheit sowie solcher Fähnisse, deren Eintritt von Gerichten und Versicherungsgesellschaften der gesamten Christenheit verständnisheischend als göttliche Fügung eingestuft wird.

Am siebten Tag nun, es war Allerheiligen, und die Hälfte der Reise lag hinter ihnen, ging Gott an Bord der *Purdue Victory* und fügte: Und Camilla ward geprüft mit einer akuten Appendizitis.

Der Wasserfeldscher war eine kleine, pickelig-unrasierte Erscheinung, dessen Kleidung, dekoriert von allerlei Schmutz, Brand- und Bratenflecken, nur noch durch ein kompliziertes Netzwerk vielfach miteinander verknoteter Schnüre zusammengehalten wurde. Aus falscher Sparsamkeit bestanden die Knöpfe am Schlitz seiner Segeltuchhose, trostloser Gipfel

genialer Täuschungsabsicht, lediglich aus beschichteter Pappe und waren im Verlauf vieler Waschgänge zu einer Reihe grauer Stummel erodiert, die einen unverstellten Blick in seinen Hosenstall gewährten. Und obschon in seiner rissigen Hemdbluse ab und zu die obligatorische Blume im Knopfloch ihre Aufwartung machte, so erwiesen sich auch ihre Blütenblätter bei näherem Hinsehen als papiernes Artefakt. Alles in allem glich er eher dem Typ Mensch, der mit dem Griff eines schmutzigen Taschenkamms den Schaum vom Bierglas wischt oder mit den Zinken seiner Salatgabel zur Reinigung der Fingernägel schreitet; und tatsächlich waren ihm beide Operationen nur zu geläufig. Er führte Camillas Beschwerden auf eine Magenverstimmung zurück und schloß sich in seiner Kabine ein. Das war am Morgen.

Als ihn der Kapitän am Nachmittag holen wollte, schlug ihm ein Entsetzensschrei von solcher Ausdauer entgegen, daß sogar sein zähes Blut ins Stocken geriet. Indem er den Wasserfeldscher seinem offensichtlich epileptischen Zustand überließ, beschloß der Kapitän, sich persönlich Camillas Fall anzunehmen. Doch als er, das Operationsbesteck unter dem Arm, auf seinem Weg zum Rauchsalon erneut durch das Bullauge der schiffsärztlichen Kabine schaute, gewahrte er einen Wasserfeldscher, der, wundersam genesen, unter etlichen Kreuzzeichen, aber mit sichtlich ruhiger Hand ein Glas Rum leerte.

Damit war ihr Schicksal besiegelt.

Mit verdrossener Gebärde und ohne Blick für die Schönheit des Sonnenuntergangs sank die Nacht von Allerseelen auf die abendliche See, und notgedrungen, die Faust im Nacken, erschien nun auch der Wasserfeldscher auf dem rollenden und nur teilweise erleuchteten Deck. Frisch rasiert und angetan mit einer sauberen Kellnerschürze, stand er über die stumme Frau gebeugt, schlug in einem phantasmagorischen Ritus allerlei Kreuzzeichen auf Brust, Lippen und Stirn, küßte beschwörend gar das Kreuz in seinen schwieligen Händen und machte sich ans Werk. Das Schiff war zu diesem Zeitpunkt von der Alten und Neuen Welt etwa gleich weit entfernt, doch bevor hier wie dort die Fürbitten für die Seelen der Verstorbenen im Fegefeuer verklungen waren, hatte er Camillas Leiden ein Ende gesetzt und ihrem Leben dazu.

Die nachfolgende Untersuchung ergab, daß der arme Teufel (der den Rest der Reise zusammengekauert in einer Rolle Tau überdauerte und abwechselnd den *Reiseführer von Bangkok* der Staatlichen Eisenbahngesellschaft von Siam sowie das Buch Hiob las) überhaupt kein Arzt

war. Tatsächlich wurde Mr. Sinisterra steckbrieflich gesucht und hatte angesichts seiner Flucht über den Atlantik von einem Mittel Gebrauch gemacht, das ihm in seiner Zwangslage als einzig logischer Ausweg erscheinen mußte: nämlich einem Satz neuer, eigenhändig gefälschter Papiere. (Ein Werk übrigens, an das er dieselben künstlerischen Ansprüche gestellt hatte wie weiland an seine Banknoten, was so weit ging, daß er sich für die Grundierung der Kupferplatte mit nichts weniger als der Rembrandtschen Formel zufriedengab.) Er war indes über den ganzen Vorfall genauso bestürzt wie jeder andere an Bord. Allein der Zufall hatte ihm übel mitgespielt und ihn, nach der lebenslangen, chronischen Hingabe an seine Profession, nicht nur um den Rückzug ins unscheinbare Privatleben gebracht, sondern geradewegs hinter die geschichtsmächtigen Gitter einer iberischen Haftanstalt.

—*Die erste Drehung der Schraube begleicht alle Schulden*, so hatte er noch auf dem erzitternden Heck der *Purdue Victory* gemurmelt (und sich bekreuzigt), während die Flügel der einzigen Schiffsschraube im brackigen Wasser des Bostoner Hafens zu wühlen begannen, ein Hafen, der sie nicht ziehen lassen wollte und vorerst auch den Sirenton der *Purdue Victory* einbehielt, um ihn allenfalls in schleppenden Raten wieder freizugeben, bis sie Kurs auf die lautlose Weite genommen hatten.

So sah er sich also dem Vergessen entrissen durch die Diener eines Staates, dessen Christenglaube nicht ausreichte, um einem jenseitigen Gericht die Vergeltung seiner zeitlichen Sünden zu überlassen (ungeachtet Dantes Augenzeugenbericht, wonach selbst der Pionier der Zunft, Adamo da Brescia, im Malebolge noch heute mit wassersüchtigen Qualen für die Fälschung des Florin büßen muß), sondern auf vollständiger Bezahlung im Hier und Jetzt beharrte. Erschwerend kam hinzu, daß sich Mr. Sinisterra bereits in den Vereinigten Staaten von Amerika als Falschmünzer betätigt hatte. Zwar suchte er im Verlauf der Verhandlung unter Berufung auf eine ehemalige Tätigkeit als Vivisektionshelfer in Tampa, Florida, seine medizinische Befähigung wenigstens ansatzweise zu belegen, doch als dies fehlschlug, beantwortete er jede Frage der Staatsanwaltschaft entweder mit unwirschen Bemerkungen über die Juden und die Eitelkeit der Welt im allgemeinen oder zitierte zusammenhanglos aus den Werken von Ecclesiastes, Alfonso Liguori und Papst Pius IX. Da nicht im mindesten zutraf, was einst ein ausländisches Massenblatt zu melden gewußt hatte, nämlich daß er aufmerksamen FBI-Agenten ins Netz gegangen war, nachdem er angeblich auf einem Zwanzigdollarschein das Porträt von

Präsident Jackson durch sein eigenes ersetzt hatte, so schenkte er jenen haltlosen Anwürfen auch keine weitere Beachtung. Im Gegensatz dazu machte ihm, wie allen sensiblen Künstlernaturen, die sich schutzlos einer Bande gehässiger Rezensenten ausgeliefert sehen, die Kritik auf Seite eins des *National Counterfeit Detector Monthly* schon deutlich mehr zu schaffen («Nase von Präsident Jackson erscheint durch Überkonturierung des Nasensattels leicht knollig...«); und es war in der Folge nur seinem von hoher persönlicher Bescheidenheit gespeisten Drang nach absoluter Anonymität zu verdanken, daß er sich noch in einem Verlies von wahrhaft dantesker Abgründigkeit auf ein Maß von Meisterschaft besann, das jede künftige Identifikation durch eine geifernde Journaille ausschloß. Zwar war seine Reue über den tödlichen Kunstfehler echt und seine Buße aufrichtig, dennoch wollte ihm der Zusammenhang zwischen dem unseligen Geschick der Frau, das schließlich in Gottes Hand, und seinem Beruf, der allein in der seinen ruhte, keineswegs einleuchten. Jedenfalls war er in der Gefängniswerkstatt, die eigentlich Polizeimarken herstellte, schon bald wieder über seinen Stahlplatten zugange.

Vergeblich hätte das ängstliche Auge eines griechischen Seefahrers im sternenlosen Himmelszelt nach den Plejaden Ausschau gehalten, deren Verschwinden im Herbst den Beginn der stürmischen Jahreszeit anzeigte. Die *Purdue Victory* befand sich noch auf hoher See, da waren die Plejaden untergegangen. Doch keiner vermißte sie nun, jene Galaxie von Sonnen so weit entfernt, daß unsere eigene von dort aus unbemerkt entstehen und vergehen mochte. Dabei war die bedrohliche Konstellation vom Aztekenreich bis zu den Japanern in den Totenkult eingeflossen, hatte die Druiden bei der Erstellung ihrer geheimnisvollen Weltformel beflügelt und den Persern zusammen mit dem Monat Mordad den Todesengel gebracht.

Unmittelbar darunter, wie ein Sternbild, das in seiner lückenhaften Skizzierung den Namen nur kraft archaischen Gewohnheitsrechts verdient, wächst Argo im südlichen Sternenhimmel doch eigentlich erst im kollektiven Gedächtnis über den unwirklichen Spantenriß hinaus, den ein erster Blick darin zu erkennen vermag, weshalb ihn das Schiff auf der Route über eine nachtschwarze See bar jeden Horizonts auch getrost dort beließ, wo selbst die zerborstenen Planken eines vieldulden- den Seelenverkäufers eine Schönheit erlangen, die von den Sternen nicht stammen kann. »Vom Bugspriet bis zum Mast ein düsteres Gefährt / Ein

Schemen nur das Vorderdeck, doch strahlen / Rah und Krähenneest in hellstem Licht«, dort hatte die *Purdue Victory* vor Algeciras festgemacht und teilte nunmehr Argos Schicksal, denn wer weiß heute noch Bug und Heck auseinanderzuhalten? Vela, die Segel, Carina, den Kiel? Dort, an ihrem Liegeplatz über dem Südpol und am Ende der Jagd nach dem Goldenen Vlies.

In einer Barge und mit einem Gepäckstück mehr, als er bei seiner Einschiffung mit sich geführt hatte, ging der Witwer an einem klaren kalten Novemberabend an Land. Gwyon hatte sich einer Seebestattung seiner Frau strikt widersetzt. Nun erwies sich die Einreise als äußerst langwierige Prozedur, vor allem aufgrund einer Ware, deren Einfuhr zollrechtlich als »Importación ilegal de carnes dañadas« eingestuft und also erheblichen Beschränkungen unterworfen war, eine Schwierigkeit, die sich nur durch Zahlung einer beträchtlichen Summe beheben ließ für Strafe, Zoll, Sterbeurkunde nebst Gebühren und allerlei Bakschisch, nicht zuletzt für den erzbischöflichen Dispens, da die Tote allem Anschein nach nicht im rechten Glauben heimgegangen war. Das sperrige Bündel kam vorerst in einer luftdichten Mahagonikiste unter, und mit dieser Fracht zog er kreuz und quer durchs Land, auf der Suche nach einer geeigneten Grabstätte.

Auf einer Anhöhe unweit des Dorfes San Zwingli und mit Aussicht auf die felsige Ebene von Neukastilien fand Camilla Gwyon schließlich ihre letzte Ruhe, in einer steinernen Mietskaserne des Todes und nach einer Trauerfeier, die nicht nur ihre Vorfahren gänzlich der calvinistischen Fassung beraubt, sondern auch ihr selbst die Sprache verschlagen haben dürfte, hätte sie ihren letzten Seufzer nicht schon getan. Aber nichts dergleichen geschah. Reibungsarm und unbehelligt durch etwelche Proteste der rechtgläubigen Grabbelegschaft, die sehr wohl Grund gehabt hätte, sich durch den protestantischen Eindringling in ihrem Seelenfrieden gestört zu fühlen, glitt der Sarg in die Höhlung der *bóveda*, und das in einem Land, in dem sogar Leprakranke verbrannt oder weit abseits verscharrt wurden, aus Angst, sie könnten noch im Tode ihren Aussatz an andere Verstorbene weitergeben. Bereits gegen Abend war Camillas Bleiberecht gesichert im Nekrotop des vertrockneten Blumenschmucks und der Blechkränze zwischen zersplitterten Fensterchen, billigen Heiligenbildchen und Namen, die so viel üppiger waren als der ihre, zwischen Fotografien unter Glas und den Gräbern von Kindern und solchen Gelassen, die noch auf ihre eigentliche Bestimmung warteten und vorerst nur als Abstellkammer für angeschlagene Vasen oder einen zerbrochenen

Besen dienten. Neben dem Foto eines kleinen, schieläugigen Mädchens in langen weißen Strümpfen wurde Camilla beige setzt, zu Füßen das kastilische Flachland, dessen schroffe Gleichförmigkeit von dem, was sich darauf abgespielt hatte, soviel Zeugnis gab wie das Meer.

Reverend Gwyon war damals vierundvierzig Jahre alt. Er war von etwas über mittelgroßer Statur und besaß dünnes, graumeliertes Haar über einem vollen, geröteten Gesicht. Ungeachtet der vorschriftsmäßig moribunden Farbgebung kündeten winzige Details an seiner Tracht von einer Verwegenheit, die seinen Oberen von Anfang an verdächtig erschienen war. Auch roch sein Atem mit den Jahren mehr und mehr nach Kümmel, ein Aromastoff, der bekanntlich in der Schnapsveredelung Verwendung findet, was möglicherweise auch eine Erklärung dafür war, warum sein Blick, der in einem Moment mit glühender Anteilnahme jedem x-beliebigen Gegenstand auf den Grund gehen konnte, sich im nächsten aller Erdenbände entledigte und sich im Nirgendwo verlor. Mittlerweile erweckte er den Eindruck eines Mannes, der auf etwas wartete, das längst eingetreten war.

Er hatte als junger Mann auf einem College in Neuengland romanische Sprachen und Mathematik studiert, dazu klassische Dichtkunst und Anthropologie im Hauptfach, eine Kombination von hinlänglichem Trübsinn, dachte man in der Familie, in Anbetracht der Anfechtungen der Welt. Waren nicht Sprachen, die toten zumal, geradezu die Idealbeschäftigung für einen jeden Studenten, gab es eine im wahrsten Wortsinn fleischärmere Kost als die räumliche Geometrie? Ähnlich verstand man unter Anthropologie kaum mehr als morsche Knochen und sorgsam vermessene heidnische Totenschädel; und was die Klassiker anging, so argwöhnten wohl nur wenige, welche Freizügigkeit sich hinter dem Namen Menander verbarg (»duftend von Öl und fließend gewandet, mit lässig verhaltenem Schritt ...«). Die einsamen Abende verbrachte Gwyon zumeist in Gesellschaft von Thomas von Aquin oder trieb, zusammen mit Roger Bacon, abenteuerliche geometrische Gottesbeweise. Monate und Jahre vergingen auf diese Weise, erst an der theologischen Fakultät, dann im Priesterseminar. Später erkundete er, in missionarischem Auftrag, primitive Stammeskulturen in ganz Amerika. Seine Schäfchen indes verspürten vom ersten Augenblick an wenig Neigung, sich für eine vor Urzeiten begangene Sünde haftbar machen zu lassen, welche zu wiederholen (ihre Talismane bewiesen es) sie sowohl willens als auch imstande waren. Nicht weniger ernüchternd verlief seine neutestamentarische Überzeugungsarbeit. Daß

ein einzelner Mann an einem Baum gestorben sein sollte und sie dadurch alle rettete, bezeichnete ein alter Indianer gar, wenn Gwyon ihn richtig übersetzt hatte, als »glatte Anmaßung«. So waren, alles in allem, nur wenige Bekehrungen zu verzeichnen, und selbst die betrafen vor allem die Frauen, die Schwachen und Kranken, hinaufgelassene Kandidaten an der Schwelle zum Jenseits, die das paradiesische Angebot annahmen wie Kinder die Aussicht auf einen unbekanntem Vergnügungspark. Nur einmal erklärte sich ein altes Narbengesicht zum Eintritt in die Gemeinschaft der Gläubigen bereit, allerdings unter der Bedingung, dereinst geradewegs zur Hölle zu fahren: Dem Vernehmen nach schien sie nämlich genau der richtige Ort für einen wackeren Kämpfer, woraufhin ihm Gwyon, in Anerkennung seiner blutrünstigen Verdienste (die sich notfalls, wie ihm versichert wurde, auch um den Skalp des Gottesmanns ergänzen ließen), den Aufenthalt dortselbst verbindlich zusagte. Ansonsten aber stand für die hochgewachsenen Männer der Aufwand an Gewissensforschung in keinem Verhältnis zu den eher dürftigen Versprechungen; sie sahen ihr Heil auch weiterhin in Bäumen, Sturmgeistern und anderen Naturkräften. Ein in ernster Besorgnis eilends zusammengerufener Kirchenrat kam daher zu dem Schluß, daß Gwyon für seine Aufgabe zu jung war. Auf alle Fälle überstieg sein Interesse an der fremden Umgebung das hinnehmbare Maß bei weitem. Zwecks Auffrischung seiner Kenntnisse wurde er ans Seminar zurückbeordert. Ungefähr aus dieser Zeit rührte nicht nur seine Vorliebe für die Schnapsflasche, sondern nachgerade sein gesamtes Wissen über den Mithraismus, welches ihm in späteren Jahren noch zugute kommen sollte.

Ebenfalls aus College-Tagen stammte seine Begeisterung für das eitle Blendwerk des Theaters (obschon die Gerüchte nicht zutrafen, die nach seiner Einweisung über ihn, der sich nicht wehren konnte, im Umlauf waren, nämlich daß er sich für ein schnödes Taschengeld in einer anrüchigen Klitsche am Scollay Square als namenloses Hinterteil eines Theaterpferds verdingt hätte). Dennoch muß ihm damals eines klargeworden sein: Ohne öffentliches Interesse kein Theater. Gut möglich, daß ihn an weniger jenseitigen Religionen als der eigenen vor allem ihre unverhohlene Theatralik faszinierte. Gut möglich, daß er deswegen dem Priester von San Zwingli in Spanien (den er am liebsten wie einen Bischof ausgestattet hätte, hätte der arme Kerl seine Skrupel überwinden können) einen Ornat zum Geschenk gemacht hatte, schwarz, mit goldwuchernen Totenkopfsymbolen, die sich in verschwenderischer Pracht über das

schwere Tuch verteilen. Deswegen auch hatte er für die Gipsfigur jenes amtskirchlich akkreditierten Untoten gespendet, der ganz allgemein für die Belange der breiten Öffentlichkeit zuständig war. (Allerdings wurde, wie der Priester sagte, ein anständiger Dorfheiliger noch weit dringender benötigt.) Als Draufgabe fiel Camillas Kleidung der Gemeinde zu, wie auch ihre Sammlung von Tamburins. Entsprechend groß war dort, in reiner christlicher Gegenliebe, die Bereitschaft, Camillas sterbliche Hülle, die ihm einst in ihrer Zeitlichkeit zuteil geworden, der Erde zu überantworten und ihre Seele, die einzige, deren Nähe er jemals gesucht hatte, himmelwärts zu expedieren.

Während der nächsten Monate empfing man in der Heimat höchst unterschiedliche Berichte über das Forschungsjahr des Reverend, barocke Erzählungen zumeist und garniert mit jeder erdenklichen Zutat außer der Wahrheit. Denn es stimmte nicht, daß er sich zum Zeugnis der Demut, mit der er die Schickungen des Herrn zu ertragen gewillt war (welche seinen späteren Worten zufolge mit der »unerbittlichen Pünktlichkeit des Zufalls« einzutreten pflegen), in Lumpen gehüllt und mit drei (gemieteten) Straßenkindern vor dem Ritz in Madrid postiert hatte, wo er arglosen Touristen menschliche Hinfälligkeit demonstrierte; es stimmte nicht, daß er die gesamte Einwohnerschaft von Málaga zu einem dreitägigen Saufgelage eingeladen hatte, mit anschließendem Testmarsch nach Afrika, was angeblich, Gott befohlen, trockenen Fußes zu bewerkstelligen sei; es stimmte nicht, daß er eine schlohweiße, mit riesigen Ohrringen behängte Vettel geheiratet, sich zum rechtmäßigen Thronerben von Abd-er-Rahman ausgerufen und in Córdoba einen Araberaufstand angezettelt hatte. Es traf nicht einmal zu, daß er als Novize in ein Kartäuserkloster eingetreten war.

Als Gast war er in ein franziskanisches Ordenshaus eingetreten, mit der Absicht, sich von den Schlacken der Welt zu purgieren; eine Maßnahme, vermittels deren er beinahe tatsächlich das Zeitliche gesegnet hätte.

Vollendet im vierzehnten Jahrhundert, hatte das Real Monasterio de Nuestra Señora de la Otra Vez einmal als Mutterhaus eines Ordens gedient, der selber seit langem verschollen war. Als so drückend empfanden die frühen Mönche die eigene Sündhaftigkeit, und so drakonisch waren ihre Bußübungen, daß laxeren Ordensgemeinschaften, die sich zumindest zeitweise noch mit Nebensächlichkeiten wie Schlafen und Essen abgaben, allein das pure Überleben ihrer Brüder im Herrn wie ein wahrhaftiges Wunder vorkam. Doch kaum war das Kloster fertiggestellt,

eine Trutzburg mit starken Befestigungsmauern, Brüstungen, Zinnen, Schanzwerken und Schießscharten, dazu, in einschüchternder Vielfalt, Kuppeln und Kirchtürme von atemberaubender romanischer oder byzantinischer Wucht, Spitzbogen und Maßwerke, in denen sich eine enthemmte Gotik Bahn gebrochen hatte, und eine Fensterrose, deren Blütenpracht derart ausgeüfert war, daß eine Verglasung nicht mehr in Betracht kam, da wurden die Klosterbrüder verhaftet und der Ketzerei angeklagt. *Homoioisich* oder *homoiusisch*, das war damals die Frage. Zwar hatte man den Zwist über einen Doppelvokal bereits tausend Jahre zuvor auf dem Konzil von Nicäa beigelegt, und zwar zugunsten von homoioisich, von *einer* Substanz. Nur hatten die Brüder im fernen Estremadura, bis über beide Ohren befaßt mit soviel Kunst am Bau oder ebenso tief versunken in eiskalten Wasserbädern, weder vom Nicäanischen Glaubensbekenntnis je ein Sterbenswort vernommen noch von einem Mann namens Arius. In ihrer Einfalt entschlossen sie sich für homoiusisch, von *ähnlicher* Substanz, denn das gefiel ihnen besser als die offiziöse, eileitrigere Alternative (auf heterousianisch war damals noch keiner gekommen). Dafür allein wurden sie also in stille Verliese geworfen, die sich in Ermangelung jedweden Folterutensils als so komfortabel erwiesen, daß die wackeren Kämpen aus Gram darüber eingingen, zumal ihnen nicht einmal jene pornographischen Phantasmen zur Verfügung standen, gegen die einst der heilige Antonius gewütet hatte (weil, um die Wahrheit zu sagen, einfach keiner von ihnen mit Bestimmtheit wußte, wie eine Frau beschaffen war, sah man von der hergebrachten Heimsuchung ab, die bereits seit Jahrhunderten durch die Klöster geisterte und zumeist auch ohne göttlichen Beistand beherrschbar war, sie, die alles sah mit Augen wie Feuerflammen auf den leibhaftigen *antennae* ihrer Brüste). Ihre Zitadelle ging derweil von Hand zu Hand, bis sich gastfreie Franziskaner des Gemäuers annahmen, um dort in aller Selbstlosigkeit die milden Gaben ganzer Generationen zu horten. Mit den Mönchen kamen perlenbestickte Gewänder, Kronen, übergewichtig von Gold und Edelstein und auf Erden schlicht untragbar, sowie weißes Tafeltuch.

Doch was immer sie taten, war wohlgetan. Hier beispielsweise hatte man Bruder Ambrosio unter einen Kessel gesteckt (war immer noch da, der Ordensmann), weil er sich geweigert hatte, für seine Mitbrüder betteln zu gehen. In dieser Ecke hatte Abt Shekinah (ein Konvertit) seine wundersame Destillierapparatur aufgebaut. Und dort war die Zelle, wo Fr. Eulalio, genannt Epiclantos, der Vielweinende, sein Augenlicht ein-

gebüßt hatte, und zwar im Verlauf eines Anfalls von solch ekstatischer Dimension, daß seine spätere Seligsprechung schon damals als gesichert galt. Allerdings war der Sechsendachtzigjährige ein lupenreiner Psychopath, der sich selbst kasteite für den unchristlichen Stolz, in seinem Namen das gesamte Spektrum der Vokale zu tragen, und der bewundert wurde für seinen schier unversiegbaren Tränenfluß, obwohl der ungelöschte Kalk, den er sich an besagtem Tag in die Augen gerieben hatte, schleunigst wieder in den Garten gebracht wurde, wo er schließlich hingehörte. Und dort im Kornspeicher war die Stelle, wo der Abt, ein Bischof und eine einzelne Hummel ... aber es gibt Wunder, welche den Rahmen des Wunderbaren weit hinter sich lassen und allein im Stand der Gnade wunder was bedeuten und also vor unfreiwilliger Komik in ungerufenen Ohren bewahrt werden müssen, auf daß nicht alles zum Ärgernis werde.

Im großen und ganzen jedoch gab es keine Probleme, nicht einmal mit dem Heiligen Stuhl. Allerhöchstens im siebzehnten Jahrhundert tauchten einige kleinere Schwierigkeiten auf, aber wer konnte schon ahnen, welche harmlosen Traditionen der italienische Inhaber der dreigeschossigen Tiara als nächstes zur Sünde erklären würde. Jedenfalls wurden die Brüder ernsthaft ermahnt, dem geophagischen Treiben innerhalb des ortsansässigen Adels Einhalt zu gebieten, was vor allem auf die Damenwelt zielte, denn die war durch das klösterliche Vorbild allgemein auf den Geschmack von Erde gekommen, welche sich nicht nur als pikanter Speisenzusatz, sondern sogar pur genießen ließ und zu allem Überfluß aus Spanien kam. Doch derlei Aufregung verebbte rasch wieder. Die vornehmen Damen, einmal verführt, blieben bei ihrem Salz (spanisches Salz aus Cádiz), und für mehr als zweihundert Jahre kehrte Friede ein, nur zuweilen gestört durch die rustikale Steuermoral der ländlichen Bevölkerung, die ihren Zehnten in Form eines Milchsees auf dem Altar hinterließ oder Mönchen, die sich unvorsichtigerweise vor die Klostermauern getraut hatten, Steine an den Kopf warf.

Heizung, womöglich gar Zentral, war bei Nuestra Señora übrigens nie ein Thema gewesen. Im Sommer dachte keiner daran; im Winter überkam die klamme Bruderschaft an den mit dicken Teppichen belegten Tischen eine pflanzenhafte Erstarrung, denn die Kohlenbecken darunter, von denen zwar ihre Füße geröstet wurden, reichten in ihrer Wärmeleistung nicht über die Schamteile hinaus und die Lebensäußerungen der Mönche kaum über die von Kompatienten. Der Winter, in dem Reverend Gwyon in Estremadura erschien, war ausgesprochen hart. Daß er

überhaupt Einlaß erlangte, lag hauptsächlich daran, daß man neugierig war. Die wenigsten hatten je zuvor einen waschechten Protestanten zu Gesicht bekommen, geschweige denn einen ihrer *caudillos*. Nur Bruder Manomuerta, der Organist, hätte es lieber gesehen, wenn ihr Gast woanders untergekommen wäre. Denn hatte nicht der Beichtvater des jungen Königs erst unlängst erklärt, daß seine eigene Exkommunikation betreibe, wer sich mit einem Protestanten auch nur an einen Tisch setzte? Dies vielleicht nicht in letzter Konsequenz, doch wirkte allein die Andeutung abschreckend, eines Tages für sein Brot arbeiten zu müssen. Gleichviel, die Neugier obsiegte. Und zu Weihnachten konnte Bruder Manomuerta seinen Mitbrüdern die freudige Mitteilung machen, daß er (durch ein großes Schlüsselloch) den häretischen Hausgenossen allein bei der Feier der Eucharistie beobachtet habe, eine, verglichen mit ihrem eigenen Ritus, krude und gottverlassene Zeremonie, aber immerhin. — Er ist ein guter Mensch, befand Bruder Manomuerta abschließend, — ein bißchen von Christus lebt auch in ihm ... Nichtsdestoweniger verlangten mehrere Mönche Gwyons Bestrafung: Gotteslästerung war eine Sünde, und selbst die, die Gwyon nicht direkt der Teufelsanbetung bezichtigten, mochten sich den durch sein fruchtloses Hantieren angerichteten Schaden nicht ausmalen. Bruder Manomuerta verstand zwar genug Englisch, um ihnen zu versichern, daß nichts dergleichen geschehen war, dennoch schien sich einige Tage darauf für die Zweifler der Lohn für soviel Standhaftigkeit abzuzeichnen.

Zunächst hatte Gwyon seine Gastgeber hauptsächlich durch seine Trinkfestigkeit beeindruckt. So saß er oft noch lange, nachdem die Mönche ihr Mahl beendet, das silberne Tafelbesteck mit ihren Servietten geputzt, sicherheitshalber versteckt und dann selber davongeschlurft waren, im Refektorium, um ihrem Roten zuzusprechen. Schließlich aber erlag er einer katarrhalischen Erkrankung, die sich zur Pneumonie auszuweiten drohte, was im günstigsten Fall die Möglichkeit mit einschloß, seine Schuld bei der alleinseligmachenden Kirche zu tilgen, indem er ihre treuen Diener zum Werkzeug seines eigenen Todes machte. In einer kleinen Kammer mit Blick auf die Kirche, deren Fassade die schlammige *plaza* des Ortes beherrschte, fiel er in ein Delir, das die einen an die legendären Anfälle des seligen Eulalio Epiclantos erinnerte, andere (belesenere) Brüder hingegen an die teuflische Drangsal, welcher einst der heilige Jean Vianney ausgesetzt war, der Pfarrer von Ars. In dessen Pfarrhaus hatten seinerzeit allerlei Poltergeister ihr Wesen getrieben, hatten unter hölli-

schem Gelächter mit Tellern geworfen, irdene Krüge zerschlagen oder durch pochende Tische und einmal sogar durch brennende Bettvorhänge auf sich aufmerksam gemacht. Doch Gwyon war ein starker Mann. Man hielt es für das beste, ihn während solcher Visitationen allein zu lassen.

Und allein war er auch, als er eines Nachts, schweißgebadet trotz der Kälte, die vertraute Hand seiner Frau auf seiner Schulter spürte: So hatte sie ihn immer geweckt. Mühsam erhob er sich von seiner Bettstatt im Alkoven und trat auf wackligen Füßen ans Fenster, wo ein kaltes Licht seine Bahn zog. Dort war der Mond und langte mit weißem Arm nach dem Bett, in dem er noch eben gelegen hatte. Schwankend stand er in der Eiseskälte, und murmelnd kamen ihm einzelne Silben über die Lippen, die fast zu ihrem Namen verschmolzen, geradeso, als könnte er, gefangen zwischen Erinnerung und Erschaffung, eine Zeit zurückrufen, in der der Tod noch nicht in die Welt getreten war, eine Zeit vor den Schlägen des Schicksals, vor der Magie und der Verzweigung daran, die schließlich in der Religion mündete.

Wolken fegten dicht über die Stadt hinweg, Fetzen von schmutzigem Grau wie im Flug versammeltes Übel, verächtlich beschienen vom Mond, dem sie nichts anhaben konnten.

Tags darauf luden die Brüder, flatternde Barmherzigkeit, Gwyon auf ein Maultier und geleiteten ihn ins Tal, wo Bruder Manomuerta den Invaliden der Gnade Gottes empfahl und ihn zur baldigen Rückkehr ermahnte. Nach einer alptraumhaften Reise wurde Gwyon schließlich ins beste Hotel des Landes verbracht, um dort zu genesen.

Nachts war sein Fenster das einzig geöffnete in ganz Madrid. Knapp eine halbe Million Menschen hatten um diese Zeit ihre Läden, Schiebefenster und Doppelfenster samt Vorhängen geschlossen, bargen sich hinter mehrfach verrammelten Türen und deckungsgleichen Formen der Bewußtlosigkeit vor dem Ansturm der wetterschweren Nacht. Durchs offene Fenster rissen ihn Blitze aus dem Schlaf, doch waren es nicht eigentlich die Blitze selber, sondern ihre abrupte Abwesenheit, durch die er sich nach ewigen Sekunden zwischen Schlafen und Wachen in seinem Bett wiederfand, erstarrt vor Kälte, allein und verwundert über die Dunkelheit, wo gerade noch Licht gewesen war, so sehr erstarrt, daß dieses Gefühl nicht einmal vor verschwommen wahrgenommenen Gegenständen im Raum haltzumachen schien, erstarrt auch vor Grauen über das Getrommel des Regens auf dem Fensterbrett, als sei dies der Beginn einer Sintflut, unter der sein Bewußtsein versinken müßte. —Ist das Fenster

vom Arbeitszimmer geschlossen? ... Das Tor vom Kutschenhaus? Hab ich nicht vielleicht etwas ... irgendwas im Regen stehenlassen? Polly? ... eine Puppe, die er vor vierzig Jahren einmal besessen hatte, Herrin eines Häuschens unter den Birken, damals in der Nachmittagssonne, aber jetzt, wie mochte es jenen Birken ergehen mit ihren schlanken biegsamen Stämmen, in solchen Stürmen mit Massen von Wasser und Massen von Dunkelheit, der Rest nur Schlamm: und die Ahnung eines Verlusts.

Auf der Anhöhe von San Zwingli schlug der Regen gegen die steingekreuzigte Figur zu Häupten des Eingangstors, die Arme wie ein Tänzer ausgestreckt. Schlug gegen die *bóveda*, Gruft auf Gruft, auf Rosenkränze und Blechkränze, auf zerknickte Blumen und zersplittertes Glas wie das Glas jenes Bilderrahmens über dem Namen und der dürrtigen Spanne von Jahren, wo das schieläugige Mädchen in weißen Strümpfen Wacht hielt neben Camilla, derweil das Wasser in die leeren Kammern troff. Draußen umschloß eine weitere Mauer einen ungleich rauheren Anger. Über eingefallenen Grabhügeln hatte dort wüstes Grasland die Narben geschlossen, kenntlich allein noch an Kreuzen und Dreiecken, verwittert und windschief inmitten der wuchernden Steppe, staken sie schutzlos im Schoß der Erde, wie die Toten, denen die Armut zeitlebens ein eigenes Häuschen verweigert hatte, ebenso im Tode, wo der Christenglaube ihnen allein jenes verwahrloste Obdach gewährte, ein nasses Grab.

Erschrocken fuhr Gwyon aus dem Bett, seine Füße auf den kalten Fliesen rissen ihn ins Bewußtsein zurück: Dies war Madrid, und einen Moment stand er so da, zitternd vor Leben und wie umzingelt von Spaniens Zeit, von der eine Ahnung ihm sagte, daß er ihr wie Camilla nie mehr entrinnen würde. Schneller als sonst, doch mit gewohnter Sorgfalt zog er sich an, leerte ein Glas *coñac* und ging hinaus. Der Regen hatte aufgehört. Sobald die mächtigen Parktore geöffnet wurden, betrat er die formelle Winterrode des Retiro und wartete auf den späten Sonnenaufgang, beidseits bedrohlich fixiert von den steinernen Blicken der spanischen Könige.

In diesem frühgeborenen Licht hätten die massiven Granitbänke nach Größe und Gestalt auch unbestattete Kindersärge sein können. Dahinter standen die kahlen Bäume in Erwartung des Lebens, nüchtern zur Schau gestellte Verschiedenheit in vollendeter Choreographie, so, als hätte man eine Party gestört und die Leute drehten sich um, das Glas in der Hand, die ganze Szenerie dazu ins Groteske vergrößert. Die Gestalten auf den Sockeln wuchteten noch immer ihr ganzes Gewicht gegen das Gewicht der Zeit, der sie sich weder hatten beugen noch erwehren können, ver-

urteilt zu gleichgültiger Unverbrüchlichkeit in weißem Gestein, während Wind und Wetter, das Geriesel der Jahre durch jede Ritze drang und sie warteten, Monumente der ruhelosen Vergangenheit.

Gwyon griff nach dem Stock unter seinem Arm, holte aus, schlug nach einem Blatt, das er verfehlte. Erneut blickte er auf. Wie seine Familie warteten sie, und er mitten unter ihnen, mit jedem Tropfen seines Blutes ein Fremder und für schuldig befunden ob des Lebens in ihm. Wie diese Statuen, deren einzelne Blöcke sich unwirsch voneinander abgewandt hatten, wodurch die Beine eine Einheit bildeten, der geharnischte Torso eine weitere, der Kopf die dritte, so stand, in eisig verrenkter Mißbilligung des Lebens, auch seine Familie um ihn herum. Mit derselben versteinerten Weltverachtung, mit der die Statuen abwechselnd Hitze und Kälte quittierten, hatte auch seine Familie die Zeitläufte ertragen, Menschenleben, empfangen in Schuld und verewigt in Verweigerung. Von ihm nun hatten sie dasselbe erwartet.

Da jede neue Generation nur ein Aufguß der vorangegangenen war, besaß die Familiengeschichte allmählich große Ähnlichkeit mit einem griechischen Fries, wobei die repetitive Gleichförmigkeit in zwei Jahrhunderten überhaupt nur einen Schönheitsfehler aufwies, als sich nämlich ein neunjähriger Junge, in Anbetracht seiner Perspektiven, einen Ziegelstein um den Hals band, um sich anschließend von einer kleinen Brücke in ein kaum mehr als zwei Fuß tiefes Gewässer zu stürzen. Abgesehen von dem Mut, kam in der Verzweiflungstat vor allem die familientypische Zielstrebigkeit zum Ausdruck, und nur daß er dabei ertrunken war, erfüllte den Tatbestand eines Traditionsbruchs, der aus diesem Grund auch alsbald in der Kalkgrube des Schweigens verschwand.

—Verloren: eine goldene Stunde, besetzt mit sechzig diamantenen Sekunden ... Zitiert nach einer vielzitierten Predigt seines Vaters. Jedwedes Vergnügen galt demnach nicht nur als grundsätzlich von Übel, sondern, schlimmer noch, als Zeitverschwendung. Herzensbildung hatte in ihrem System schon lange keinen Platz mehr. Auch die Armen betrachteten sie nicht unbedingt als Gottes Freunde. Armut im Geiste war allerdings etwas anderes. Harte Arbeit war die gottgewollte Ausdrucksform von Dankbarkeit und etwelcher Zugewinn an Geld, den man nach Lage der Dinge immerhin gewärtigen durfte, lediglich das beiläufige Zeichen Seiner Anerkennung. (So war auch das Geld in die Familie gekommen: weil ein früher Gwyon Tafelfreuden verabscheute, hatte er eine Hafermühle gegründet und war damit sogar ganz erfolgreich

gewesen. Und weil seine Nachgeborenen fast alles verabscheuten außer Zins und Zinseszins, war das Vermögen im weiteren Verlauf auf eine nahezu unanständige Summe angewachsen, die sich erst in jüngster Zeit auf Normalmaß reduziert hatte.)

Etwa ein Jahr nach dem Tod seines Vaters hatte Gwyon Camilla geheiratet. Die Hochzeit verlief in geregelten Bahnen, das heißt, bis ein triumphaler Gipfelton dem Hochzeitsmarsch ein abruptes Ende setzte. Miss Ardythe, die gewohnheitsmäßig die Orgel traktierte, seit man sie um die Jahrhundertwende arglistig ihrer Jungferschaft beraubt hatte, war nämlich mausetot über den Tasten zusammengebrochen, das spitze Kinn auf dem hohen D. Hinzu kam Tante Mays unverhohlene Mißbilligung des Brautvaters, seines Zeichens Zimmermann und angeblich von indianischer Abstammung, der sich schon bei der Hochzeitsfeier entschieden danebenbenommen hatte. Da der Zimmermann bereits in der rechten Lehre getauft und sein künftiges Seelenheil demnach allein seine Sache war, entfiel für Tante May jeder Grund für weitere Kontakte, ganz anders übrigens als im Fall jener Gruppe von Lappländern, die praktisch nirgendwo vor den Abgesandten des frommen Konventikels sicher waren, durch welches Tante May ihr gutes Werk zu befördern hoffte. Zudem befanden sich diese Heiden in ausreichender Entfernung und hatten infolgedessen kaum Gelegenheit, durch alkoholisiertes Absingen unanständiger Lieder zu nachtschlafender Zeit die Summer Street unsicher zu machen.

Camilla hatte Gwyon einen Sohn geschenkt, danach hatte die Erde sie, jungfräulich noch, zu sich genommen: jungfräulich zumindest in den Augen der Welt. Der weiße Leichenwagen von San Zwingli war eigentlich nur für Kinder und Jungfrauen bestimmt. Einfachen Sündern und verstockten Missetätern stand dagegen nur ein grämlich schwarzes Gefährt zu. Gwyon genügte ein kurzer Blick, um auf dem Absatz kehrtzumachen. —So etwas wäre für sie nie in Frage gekommen, murmelte er auf englisch, eher zu sich selbst als an die Adresse des Priesters von San Zwingli. Und ehe man noch den Sarg hatte schließen können, hatte er Camilla die Ohringe abgenommen, schwere byzantinische Preziosen aus reinem Gold, die, in eigentümlichem Kontrast zu ihren feinen Zügen, während der letzten Jahre ihre ständigen Begleiter geworden waren. Wenige Wochen nach der Heirat hatte ein befreudeter Archäologe, den Gwyon seitdem nicht wiedergesehen hatte, Camilla die Ohringe gezeigt und, da ihm die zarten (seinerzeit mit Nadel und einem Korken beigebrachten) Löcher aufgefallen waren, lachend bemerkt, —wenn Sie die

tragen können, dürfen Sie sie behalten ... wobei er Camilla nicht kannte und (anders als Gwyon) wohl auch nicht ahnen konnte, wie ernst sie es meinte, als sie zugriff und damit aus dem Zimmer rannte, um kurz darauf mit flackernden Augen wieder hereingestürzt zu kommen, die blutüberströmten Ringe am Ohr.

Nun, einige wohlplazierte Notlügen und das Gelöbniß, der Gemeinde eine Korbflasche des Wassers zu liefern, das aus einer bekannten wundertätigen Quelle im Norden des Landes entsprang, vermochten schließlich das letzte Aufgebot im weißen Wagen zu bewerkstelligen, frisch überholt wie jene wiederverwertbare Göttin, die alljährlich mit stets sich erneuernder Unschuld dem heiligen Teich entstieg. Mit derselben zeitlosen Unschuld —wenn mir nur ein bißchen mehr Zeit geblieben wäre ... Er hörte ihre Stimme, die wehe Klage, mit der sie ihr ganzes Leben umgab. —Nur ein bißchen mehr Zeit ... und sie hätte ihn um Rat gefragt. —Was soll ausgerechnet *ich* im Fegefeuer? ... wo sie da doch alle spanisch sprechen. Ich bin überhaupt noch nie in so einem Fegefeuer gewesen, und niemand ... Nicht, weil ich etwa Angst hätte, weißt du, ich habe keine Angst, aber ... ach, wenn du mir nur sagen könntest, was ich tun soll ...

Mit einer vagen Bewegung schlug er nach dem Frauenprofil auf dem steinernen Schild von Don Felipe V., der sich mit nasenlos hohlen, nichtsagenden Konturen vor ihm erhob wie der vollendete Abdruck regungsloser Kälte von den weißen Gipfeln der Sierra de Guadarrama. —*El aire de Madrid es tan sutil, que mata a un hombre y no apaga a un candil*, hatte er irgendwo gelesen, doch die tödliche Kälte schien weniger von außen zu kommen, als ihm durch Mark und Bein in den äußersten Winkel seines Körpers zu kriechen. Nach der falschen Dämmerung wischte die Morgenröte über den Himmel, flammendes Vorspiel an den Rändern der Erde, wo immer noch einsam und arglos, ein Fetzen vollkommener Schönheit, die alte Sichel des Mondes verharrete, nicht achtend der gewaltigen Feuersbrunst, die, hinterrücks entfacht, schon bald ihre leise, kalte Herrschaft auslöschen würde.

Ein Gefühl der Befreiung überkam Reverend Gwyon. Doch ob Erlösung von oder durch etwas, wußte er nicht recht zu sagen. Er hatte nur das Gefühl, daß irgendwo jenseits des eigenen Bewußtseins eine Entscheidung gefallen war: und daß er dem einmal eingeschlagenen Weg würde folgen müssen, auch wenn das Ziel noch im dunkeln lag. Die Zeit würde kommen.

Die Zeit würde kommen: wie die der Sonne, welche, Wunder der Wiederkehr, längst die Kimme der Erde erklommen und mit neugewonnener Kraft ihre vorgeschriebene Reise angetreten hatte.

Reverend Gwyon packte seine Sachen zusammen und begab sich auf eine Pilgerfahrt, die ihn kreuz und quer über die Iberische Halbinsel führte. Er sah Menschen und Reliquien, Bewegung und Verfall, die Anhäufung der Zeit in altem Gemäuer, eingestürzte Torbogen, monochrome Mosaiken, die erst wenn ein Eimer Wasser darübergeschüttet wurde, zu römischer Farbenpracht erwachten, die ramponierten Fassaden der Kathedralen, Wächter, nicht Zeugen ihrer Zerstörung. Er lief durch die Städte, verfolgt von den Rufen der Straßenhändler, Altglassammler, Besenbinder, Rufe wie Schmerzensschreie. Er wurde verfolgt von der verzweifelten Glücksverheißung verstimmter Leierkästen, innehaltend, wenn er auf offener Gasse Kinder spielen sah, als ließe sich dort entdecken, was er auch in den Linien der Dächer suchte, in den Phantomen von Treppen und Korridoren, Schlafzimmern und Küchen auf entblößten Abrißwänden oder nur in dem Schatten, den eine Stuhllehne auf die eintönigen Bodenfliesen warf: Anzeichen eines durchgehenden Musters, einer Bedeutung in der Form. Er besichtigte Kathedralen, die ausgeweidete Moschee zu Córdoba, das mächtige Zeugnis maurischer Baukunst in Granada sowie die gotische Raserei in jenem Bollwerk in Burgos, wo der Gekreuzigte der Sage nach aus ausgestopfter Menschenhaut bestand, obschon man sich inzwischen auf Büffel, das teurere Material, geeinigt hatte, worin ein Humor anklang, der an eine aus Kabeljau und Äffchen gebildete Meerjungfrau erinnerte. Daneben wurde er zum Sammler von Gegenständen, die, für sich genommen, alle einem religiösen Zweck dienten, in ihrer Vielfalt jedoch eher heidnisch waren. Zur Eröffnung der neuen Saison sah er sich sogar einen Stierkampf an.

Bei alledem begegnete er nur wenigen Leuten, die San Zwingli kannten. Und diejenigen, denen der Name etwas sagte, erinnerten sich lediglich eines einzigen Vorfalles, durch den der Ort in den vergangenen hundert Jahren von sich reden gemacht hatte. Zwölf Jahre zuvor war dort nämlich auf brutale Weise ein elfjähriges Mädchen überfallen worden, das sich gerade auf dem Heimweg von der Erstkommunion befand. Sie erlag nur wenige Tage später ihren Verletzungen. Laut Untersuchungsprotokoll litt der Täter an einer Krankheit, die, so glaubte er, nur durch Geschlechtsverkehr mit einer Jungfrau zu heilen war, und da sie ihrem Erscheinungsbild nach einen unberührten Eindruck machte, hatte er ihr

aufgelauert, einem kleinen schieläugigen Mädchen, mit dem simplen Ziel der heilenden Wirkung. Er saß seit dieser Zeit im Gefängnis.

In einem Gleisbogen tauchte unversehens San Zwingli vor ihm auf, eine felsige Stadt auf felsigem Grund, die Straßen wie ausgetrocknete Bachläufe, die Häuser am Ufer des Flusses wie achtlos aneinandergewürfelte Trümmer. Schwalben schossen mit schwindelerregender Präzision auf den Kirchturm nieder, drehten im letzten Moment bei und zogen erneut in die von ihrem Morgengeschrei erfüllte Luft, darunter das Tosen des Wassers, das Wiehern der *burros* und die entfernten Stimmen der Menschen. Gwyon, der die pinienbestandene Anhöhe hinter dem Ort erstiegen hatte, blieb stehen, um wieder zu Atem zu kommen, sich am frischen Geruch des Dungs zu erfreuen und gleichzeitig festzustellen, wie sehr das Leben in der Stadt seine Sinne eingeschläfert hatte. Federleicht blaute der Tag, ein Festtag mit Menschengewühl in den Straßen, Musik und Gesang allenthalben, und inmitten der lustigen Musikanten ein Junge, der zu kratzender Begleitung auf dem wellenförmigen Bauch einer zerbrochenen Anisflasche ausgeholt hatte.

Er rauchte nur wenig, die Zigarre nach dem Abendessen war die Ausnahme, wenn er, der Atem schwer und schwerelos zugleich von Rauch und *coñac*, mit Señor Hermoso über Spanien und den Riesen Antäus sprach, der unbesiegbar war, solange seine Füße die Erde berührten, was Herkules sich zunutze gemacht hatte, indem er ihn hochhob und in der Luft zermalmte. — Spanien ..., sagte Gwyon, — die Selbstgenügsamkeit schlechthin, und doch habe ich das Gefühl, daß mir etwas davon gehört, obschon ... Fremden gegenüber ist dieses Land so aufgeschlossen, daß man sich danach in der Heimat fast als Fremder vorkommt, man steht mit leeren Händen vor dem Nichts, ein menschenfeindlicher Ort, in dem man kein Bein mehr auf die Erde bekommt ... dort Spanien, erdverbunden wie eh und je, und hier wir, in unserem Land, das uns in der Luft zerreißt ...

— Was am meisten vonnöten ist, sagte Señor Hermoso, der höflich zugehört hatte, — ist natürlich ein eigener Schutzpatron. Vielleicht der Mangel ist Ihnen aufgefallen bei Ihrem Besuch? Vielleicht unser liebenswürdiger Priester hat ja Ihre Aufmerksamkeit gelenkt darauf ...? Señor Hermoso war Fremdsprachenlehrer oder wäre es vielmehr gewesen, wenn irgend jemand ein derart groteskes Instrumentarium überhaupt für nötig befunden hätte, und führte ersatzweise so etwas wie die spanische Variante eines amerikanischen Drugstores. Er hatte ein rundes Gesicht und

welke, teigige Haut, welche eine Trägheit andeutete, die jedoch von seinem gepflegten Schnurrbart und seinen stechenden Augen Lügen gestraft wurde. Ein messerscharfer Mittelscheitel zog sich als blanke Schneise vom Haaransatz bis hinunter in seinen Nacken. —Aber eine solche Sache kostet Geld, so viel Geld, wissen Sie, fuhr er fort und erhob seine Stimme über die schrillen Akkorde einer Drehorgel, die vor ihrem Café haltgemacht hatte. —Summen in einer Höhe, wie sie vielleicht nur ein Mann in Ihrer Position ermessen kann. So gesehen vielleicht zuviel für diese armen und unwissenden Leute hier, die doch nichts so sehr brauchen wie die Fürsprache eines Schutzheiligen ... Er legte eine Pause ein und schnüffelte mit einem Ausdruck illusionslosen Gottvertrauens an seinem Kaffee, doch unterbrach Gwyon nicht. —Andererseits bin ich sicher, wie übrigens auch all die guten Leute im Ort, daß uns vielleicht unser Kleines Mädchen (womit er auf jenes unglückliche Kind anspielte, das zwölf Jahre zuvor sein Leben ausgehaucht hatte), —gerade zu diesem Zweck gesandt wurde. Der Herr irrt nicht, richtig? Wahrhaftig, wie Ihre Bibel sagt, richtig? Wahrhaftig, sie war eine Heilige, eine kleine Heilige in unserer Mitte. Verlangte nichts für sich selbst, lebte von schlichtester Kost, Bohnen und Reis, sie ... Señor Hermoso brach ab, als habe er in einer sorgsam einstudierten Rede den Faden verloren. —Andererseits, fuhr er fort, —das war vielleicht nur, weil sie so arm war ...? Hilflose Suche nach der rettenden Wendung.

Gwyon warf seine Zigarre auf die Straße, wo sie aufgeschnappt wurde, noch bevor sie den Boden erreichte. Er murmelte etwas über Antäus und richtete sich auf, doch Señor Hermoso ergriff seinen Ärmel. —Ich weiß es noch wie heute, Señor Hermoso ließ nicht locker, —wissen Sie, sie hätte nie ein schmutziges Wort in den Mund genommen. »Denn den Leib Christi berührt meine Zunge zuerst ...« *que fervorosa luna de miel para esta pequeña esposa de Jesús ...* und dann wurde ihr so übel mitgespielt durch alles, was niedrig ist im Menschen ...

Gwyon trat auf die Freitreppe, die direkt hinab auf die *plaza* führte. Noch immer herrschte Gedränge auf den nur spärlich und trübe beleuchteten Straßen. —Aber es gibt doch Wege, richtig? hörte er Señor Hermoso noch sagen. —Der Herr weist uns den Richtigen? Viele tausend Peseten, Millionen von Lire, flüsterte er und faltete, zurückgelassen, die fleischigen Hände, während Gwyon die Stufen hinabstieg. —Es gibt doch Wege ...

Unten in den Straßen gab es für Gwyon so manch wunderliches Wiedersehen mit der ehemaligen Garderobe seiner Frau, deren neue Besitze-

rinnen sich aus Not oder Laune vielfach über ihre ursprüngliche Form und Bestimmung hinweggesetzt hatten. So zog Camillas langes geblühtes Abendkleid gleich an drei verschiedenen kleinen Mädchen an ihm vorüber. Danach eine Frau, die drei von Camillas Kleidern übereinander trug, jedes davon zerrissen, so daß nur durch gegenseitige Deckung ein neues Ganzes entstand. Und den grünen Cloche von der Fifth Avenue, der inzwischen so aussah, als habe jemand entweder darin geschlafen oder daraus gegessen, hatte sich, abenteuerlich schief, der örtliche Streichholzverkäufer auf den Schädel geklemmt. Nach den Feierlichkeiten am Morgen war ein Großteil der sakralen Paraphernalia sofort wieder weggeschlossen worden, denn nur so waren Weihwasser, heiliges Öl und die fliegendreckübersäten Hostien sicher vor allfälligem Mißbrauch in düsteren Ritualen.

Dafür kamen in einer bewegenden Zeremonie nun andere Gerätschaften zum Vorschein, allesamt dazu bestimmt, die Seele des fremden Gasts auf dem Friedhofshügel ins Jenseits zu befördern. Da wurden Reliquienschreine geöffnet und Rosenkränze gehaspelt, da wurde in schwelendem Wirbel Weihrauch geschwenkt und Wasser gesprengt, da wurden mit angefeuchtetem Daumen Psalter durchblättert und Glocken geläutet und tropfende Kerzen entzündet, dazwischen, wahllos, Brocken von Kirchenlatein in heiser verhuseter Monodie. In diesem vollendet geordneten Chaos, inmitten der schwarzen Dünung des Kniefalls, der wallenden Gebete, wurde Gwyon bedeutet, es sei wahrhaftig ein Jämmer (*lástima*), daß sich noch immer kein Schutzheiliger gefunden hatte, das Wohl der Gemeinde zu mehren und durch persönliche Intervention Schaden fernzuhalten. Die neuen Tamburins hingegen, obschon leicht deplaziert, kamen sogleich zu Ehren: Denn gab es ein schöneres Sinnbild für die Ungeduld, mit welcher der gequälte Schatten der Camilla Gwyon nach himmlischer Labsal verlangte, als dieses Gerassel?

Zu Hause verzieh man ihm nie, daß er ihre Leiche in fremder Erde gelassen hatte. Und Gwyon hielt es, wenn nicht für klüger, so doch zumindest für rücksichtsvoller, den betroffenen Familien nichts von der unüblichen Verfügung mitzuteilen, die dort über ihre Seele getroffen war. — Sie hätte wahrscheinlich weniger gewogen, sprach Tante May (und meinte die Leiche), — als der ganze Krempel, den er mitgebracht hat. Der Krempel enthielt eine Anzahl unprotestantischer Reliquien, die schon bald das Pfarrhaus verdüstern sollten, darunter auch ein schwanzloses Äffchen (genauer: ein Berberäffchen aus Gibraltar und noch in Quarantäne), welches die erboste Frau bloß noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Wyatt war vier Jahre alt, als sein Vater allein aus Spanien zurückkehrte, ein kleiner mürrischer Kerl mit sandfarbenem Haar, haselnußbraunen Augen, in denen, wenn die Wut ihn packte, grünliches Feuer flammte, dazu fahrigten Händen, die nie stillhielten, sondern sich ballten und wanden in endlosen Kämpfen gegen das Nichts, wobei zuweilen auch reale Gegenstände zu Bruch gingen; außerdem bohrte er gern in der Nase. An jenem Frühlingstag jedoch war er in festlicher Stimmung und nahm die feierliche Heimkehr zum Anlaß, sein Töpfchen, auf dem er allmorgendlich ein Stündchen zu meditieren pflegte, durch den Rost des zentralen Heißluftsystems zu entleeren. Sekunden später war Tante May zur Stelle. Sie gab ihm einen harten Klaps auf den Po, bemerkte sogleich ihren Fehler und erging sich, während sie sich gründlich die Hände wusch, in bitteren Betrachtungen über den Zerfall dieser einst christlichen Familie. Denn gerade noch hatte ihr der Vater zur Kenntnis gebracht, daß ein weiteres Gepäckstück ungeduldig auf die Erlösung aus der Quarantäne wartete. Indem sie also schroff das Zimmer verließ, um diese Enthüllung ins hektische Puzzle der jüngsten Ereignisse einzupassen, vernahm sie, noch nicht einmal am Pfosten der Treppe angelangt, ein Krachen. Sogleich machte sie kehrt und fand den Reverend schwankend zwischen den Trümmern des Bennington-Krugs, eines ausgesprochen häßlichen Dings, das nichtsdestoweniger ihre ganze Freude gewesen war. Der Reverend, mitten beim Umkleiden, versuchte noch schnell, sich die Hose hochzuziehen, und sagte etwas von Seegang an Bord und Gleichgewichtsstörung an Land, zumal es die Spiegelkommode verabsäumt hatte, ihm stützend zur Seite zu treten. Sollte ihr Naserümpfen zunächst nur schlichte Verachtung ausdrücken, so trat in der Wiederholung klar die witternde Komponente in den Vordergrund. Sie hatte auch gerade zum Sprechen angesetzt, da erklang vom Unterdeck das übermütige Geschepper von Metall auf Metall. Über die ausladende eichene Vordertreppe stürmte nun Tante May nach unten, und trotz der rasanten Geschwindigkeit behauptete ihre verkniffene Brille den Platz auf ihrer Nase, unverrückbar wie ihre Würde.

—Es ist wahrscheinlich schon im Heizungskeller angekommen, sagte sie, als endlich auch der Vater des Kindes erschien, und trocknete ihre Hände an einem alten Geschirrtuch ab. —Man riecht es schon überall, ergänzte sie, unnötigerweise auf Steigerung erpicht, und hielt sich an Wyatt, —was hast du da wieder gemacht, du ungezogener Junge? Der indes sah an ihr vorbei auf das Bild seiner Mutter, das auf dem Kaminsims

stand, eine Fotografie aus der Zeit vor ihrer Heirat. Tante May packte seine schmalen Schultern und schüttelte ihn. Sie war sein geistlicher Mentor. Und sie war es auch gewesen, die nach der Geschichte mit dem Kaninchen seinen Mund mit Seifenlauge ausgewaschen hatte. —Na, gefällt dir der Gestank? und faßte es immer noch nicht und wölbte statt dessen das Wort wie die übelste Dunstglocke.

—Du gehst jetzt besser auf dein Zimmer, sagte sein Vater mit erzwungener Strenge, denn die plötzliche Nachfrage nach Disziplin war er nicht gewohnt.

—Auf sein Zimmer? sagte die Frau, als hätte sie ihm zur Strafe lieber die Hand abgehackt. —Der Junge hat gerade...

—Geh auf dein Zimmer, Wyatt. Reverend Gwyon blieb hart, hart gegen sie, nicht gegen das Kind. Und Tante May rauschte ab, um eiligst den Damen der *Use-Me*-Gesellschaft abzusagen, die sie zum Tee geladen hatte. Durch den Größenunterschied standen sich Vater und Sohn gegenüber wie auf einer schiefen Ebene; der Mann starrte wortlos auf dieses fleischgewordene Trugbild, das ihm vor langer Zeit, vielleicht in einem anderen Leben, einmal erschienen war; das Kind blickte unverwandt an ihm vorbei auf seine jungfräuliche Mutter.

Gwyon erlangte seine Fassung wieder, doch bevor er noch einen Ton hervorbringen konnte, hatte sich Wyatt abgewandt und ging langsam die Treppe hinauf in sein Zimmer und dort zu einem Stuhl neben einem geschlossenen Fenster, von wo er auf die unerfüllte Frühlingslandschaft hinausblickte und in der Nase bohrte, dem Anschein nach ohne zu atmen.

Hinter dem Dach des Kutschenhauses verschworen sich die Wolken über Mount Lamentation. Mit regungslos weiten Augen sah er auf die Szenerie, als türmte sich dort seine eigene hoffnungslose Zukunft, eine Zukunft, die bereits existierte, fix und fertig, und der er gänzlich ausgeliefert war. Er hatte die Schultern hochgezogen, als sei dauerndes Frösteln seit langem sein Schicksal.

Für einen Diener des Herrn, denn das war er ja wohl, wie Tante May ihm ständig versicherte, hatte sich Wyatt jedoch bereits ein hübsches Sündenkonto zugelegt. Tatsächlich konnte er kaum einen Schritt tun, ohne die Einlage zu erhöhen. Sein Meisterstück allerdings war ihm kurz nach Halloween gelungen. Er war im Nähzimmer seiner Mutter, zu einer Zeit, in der er seinen Mittagsschlaf hätte halten sollen, und stöberte in der Schublade mit den Knöpfen, als sie erschien. Sie war ganz in Weiß gekleidet, und obschon sie offenbar nach etwas suchte, schien sie ihn

nicht zu bemerken. Er lief auf sie zu, weinend vor Freude, aber bevor er bei ihr war, hatte sie sich umgedreht und war hinausgegangen, und genau in diesem Moment kam Tante May durch die Tür. —Sie war hier, wo ist sie hin? Mutter war hier ... er starrte auf Tante May und verstummte, als diese fleischlose, blutleere Frau ihn aufnahm und ins Bett steckte, aufs Bett streckte vielmehr vermittle einer simplen Drehung des Handgelenks. Dort sollte er, nach getaner Gewissensforschung, »Gott auf Knien bitten«, ihm die Lüge auszutreiben. Tage später rief Tante May ihn zu sich, zitternd diesmal, einen geöffneten Brief in der Hand, und erneut sollte er ihr, und bitte in allen Details, die Lüge erzählen. Beend wie der Brief in ihrer Hand, von dem er den Blick nicht wenden konnte, und voll böser Vorahnung, als führe auch dieser Schachzug im System der Tante unweigerlich zu weiterer Bestrafung, begann er zu reden. Als er fertig war, mußte er sich neben sein Bettchen knien und Gott erst um Verzeihung anflehen, dann um Vergessen. Sie selbst kniete mit.

Doch umsonst war sein Flehen: Er wußte noch alles wie vorher. Deshalb auch die Verwirrung, als sein Vater zurückkehrte, denn sein Vater und Gott, das war ein und dieselbe Person, und fast hätte er diese Person gebeten, ihm beim Vergessen zu helfen. Das ging aber nicht, weil die Tante ihm gesagt hatte, nichts davon seinem Vater zu erzählen. Andererseits, wußte der nicht längst Bescheid? Und wenn Gott überall war, warum hatte dann *Er* nicht Camilla gesehen, wie sie, in ihrem weißen Bettlaken, in dem Zimmer nach etwas gesucht hatte?

Tante May kam zwar nie wieder auf den Vorfall zurück, versäumte jedoch nicht, seinem Vater von dem Kaninchen zu erzählen. —Ich weiß nicht, wie ich es dir beibringen soll, begann sie, und erst als sie sich von der alarmierenden Wirkung ihrer Eröffnung überzeugt hatte, fuhr sie fort, —aber wie die Dinge stehen, hat dein Sohn, Gott allein weiß, wo, das Fluchen gelernt. Mich überrascht das gar nicht, nicht bei *dem* Großvater, der mit ihm nicht anders redet als mit seinen Saufkumpanten im Saloon, das dumme Zeug, das sich der Junge dauernd anhören muß ... Wie sich herausstellte, hatte sie (grundsätzlich milde gestimmt) Wyatt bei jeder Entgleisung eine seiner Spielsachen abgenommen, bis ihm nichts mehr geblieben war als ein Stoffkaninchen. (Um der Wahrheit willen seien die Worte, die ihm nach und nach all seine Schätze gekostet hatten, nicht verschwiegen. Es waren dies: *verflixt und zugenäht* sowie *zum Kuckuck*, Worte also, deren euphemistischen Hintergrund sie sehr wohl zu deuten wußte.) —Und dann, der letzte Strohalm, ich ... ich

trau mich kaum zu wiederholen, was er gesagt hat. Doch der Himmel weiß, wie sehr sich seine Worte in mein Gedächtnis eingegraben haben. Er wußte genau, daß ich im selben Zimmer war und alles mit anhören würde, er saß mit seinem letzten Spielzeug auf dem Fußboden, diesem Kaninchen, und er sagte ... dein eigener Sohn sagte, so wahr ich hier stehe, sagte er, »Du bist verdammt noch mal das hübscheste Kaninchen, das ich in meinem ganzen verdammten Leben gesehen habe!« Worauf sie von ihrem eigenen Bericht so erschüttert war, daß sie, beinahe unter Schluchzen, ausrief, —was für ein Pf.... Pfaff.... Pfarrer soll aus ihm denn mal werden?

Wyatt hingegen war das christliche System zutiefst suspekt. Noch immer lastete die Erinnerung an seinen vierten Geburtstag schwer auf seiner Seele. Die Planung der Festlichkeit hatte sich Tante May angelegen sein lassen, und tatsächlich blieb, bis hin zu den sorgsam abgezählten Papierhüten, Kuchenstücken und kleinen Geschenken, nichts dem Zufall überlassen. Ein Gast, alles andere als ein Freund (aber aus einer Familie, »die nicht soviel Glück gehabt hat wie wir«), erschien sogar mit seinem verfressenen Bruder im Schlepptau. (Nicht nur kein Freund weit und breit: Erst eine Woche vorher hatte derselbe Junge ihn durch den Zaun hinter dem Kutschenhaus geärgert, —ätsch-bätsch, Hosenscheißer ...) Wyatt seinerseits mußte sich in die dunkle Ecke stellen, die er erst später als Entstehungsort gottgefälliger Werke zu schätzen lernte, und begreifen, daß es seliger war, die eigene Portion hinzugeben für seinen Nächsten. Hutlos unter all den Luftschlangen, still im Geknatter der Feuerwerkskörper und bar jeder christlichen Liebe für die ungebetenen Gäste, die ihn fragten, warum er selbst keinen Kuchen aß: So trat er in sein fünftes Lebensjahr.

Jeden Sonntagmorgen in der Kirche zerrte er an den Knöpfen der Sitzkissen, rupfte das Roßhaar aus der Polsterung und überlegte, wie es sich vermeiden ließ, die Münze in seiner schwitzigen Hand, die Münze, die ja Gottes war, in den himmlischen Schatz zu überführen. Doch ebenso unabänderlich erscholl, ihm schien, wie von Engelszungen, ein Moment der Wahrheit, —alles, was wir haben, alle unsre Gaben sind, o Gott, von Dir. Verzicht war also Pflicht. Später fand er heraus, daß die vermeintliche Engelszunge in Wahrheit Mrs. Dorman gehörte, Pensionsinhaberin, die man mit ihrem klopsigen Klangkörper strategisch irgendwo im Gebälk des Glockenturms postiert hatte. Es konnte also kein Zweifel bestehen, daß die versammelte Gemeinde regelrecht hinters Licht geführt wurde,

was er gerne verhindert hätte, wäre da nicht das gelbe Stück Kernseife gewesen. Abgesehen vom drohenden Vermögensverlust erbitterte ihn vor allem die Annahme, daß die fünf Cents in seiner Hand ursprünglich ohnehin Gott gehört haben sollten: Was wollte der alte Geizhals, Herr der himmlischen Heerscharen, bloß mit einem Nickel ... —Nun danket alle Gott, brach es hervor aus dem Chor, und das Geld trieb davon in einem Kästlein von Rohr und ward nie mehr gesehen.

Und noch ehe es Abend wurde, saß Wyatt wieder an seinem Fenster und starrte hinaus. Nach dem schweigsamen Mittagmahl hatte ihn Tante May auf sein Zimmer geschickt, weil er ein unanständiges Lied gesungen hatte.

—Lied gesungen? wollte Gwyon wissen.

—Er hat es gesummt.

—Ja gut ... gesummt. Aber woher weißt du ...

—Er kennt den Text ganz genau. Es ist eins von diesen Kneipenliedern, das er nur von diesem ... diesem alten Ferkel haben kann.

Der Stadtzimmermann hatte die Erziehung seiner Tochter ganz seiner Tante und einer stillen Cousine namens Mary überlassen. Mit Schlagseite vom vielen Hobeln, wie er meinte, und gleichermaßen unbeschwert wie ungepflegt traf man ihn für gewöhnlich in der Depot Tavern, wenn er seinen Arbeitstag beendet hatte, was etwa gegen elf Uhr morgens der Fall war. Der Tod seiner Mutter einige Jahre zuvor hatte ihn seines hauptsächlichen Daseinszwecks beraubt. Mit schöner Regelmäßigkeit hatte er sie vor den Unbilden der Natur geborgen, wenn sie sich mal wieder, erdrückt von der Behausung des weißen Mannes, im Schneidersitz vor das Bürgerkriegsdenkmal gehockt hatte, lediglich in eine Pferdedecke gehüllt. Daneben bestand die einzige Leistung des Stadtzimmermanns darin, Camilla gezeugt zu haben. Die jüngsten Ereignisse ließen ihn, der immerhin für ihr geistiges und wirtschaftliches Wohlergehen hätte Sorge tragen müssen und sie dessenungeachtet schnöde im Stich gelassen hatte, als es galt, ihre sterblichen Überreste vor fremdem Zugriff zu schützen, einigermaßen ratlos zurück. Unbestreitbar war nur, daß sowohl seine Schwägerin als auch die stille Cousine seine Untätigkeit entschieden mißbilligten: Zumindest die Leiche wollten sie wiederhaben. Es war indes allemal leichter, ihnen hierin zu widersprechen, denn so hatte er einen Grund, sich zu Hause nicht blicken zu lassen. Beileidsbekundungen nahm er lieber gleich in der Depot Tavern entgegen, desgleichen Einladungen zu freien Drinks. Als die eines Tages ausblieben, verfiel er immer

mehr der Gewohnheit, mit exotischen Orten und Bekanntschaften zu prahlen, woraufhin die Gästeschaft sehr bald der Verdacht beschlich, er habe das alles nur gelesen, heimlich, versteht sich. So vage seine Trauer auch immer gewesen war, so kurz währte sie auch, sein Gemüt war einfach nicht dafür gemacht. Danach war das Thema für ihn, jedenfalls soweit es seine Stammkneipe betraf, erledigt.

Im engsten Familienkreis aber galt Blut noch immer als dicker denn dreitausend Meilen Salzwasser. Folglich verbot sich aus Besorgnis vor nachhaltiger Rufschädigung jeder Skandal von selbst. Man regelte das unter sich, und was es danach noch an Zwistigkeiten gab, verkniiff man sich genierlich in schmallippiger Tradition; obwohl, als einmal das Äffchen auf der Bildfläche erschienen, für so manch verirrte Seele das Darwische Menetekel an die Wand gemalt ward, suchte man diesem indes durch die gegenseitige Beteuerung zu begegnen, ihm, Gwyon, weder in dieser noch in der nächsten Welt zu verzeihen.

Im Frühsommer kehrte Reverend Gwyon auf die Kanzel der Ersten Kongregationalistischen Kirche zurück. Die Hochachtung, die er bei seinen Gemeindemitgliedern auf Anhieb genoß, war gewissermaßen ein familiäres Erbe, bereits ihre Väter hatten seinem Vater einen Grad von Respekt gezollt, der sonst nur dem eigenen Erzeuger vorbehalten war. Der Name allein wog schwer in dem Sprengel, seit zweihundert Jahre zuvor Reverend John H. Gwyon von treulosen Indianern hingeschlachtet worden war, deren Mythen er durch die eigenen zu ersetzen gedacht hatte. Kaum eine Familie in der Gemeinde, welche nicht mit Stolz auf die Vorfahren blickte, Stützen der puritanischen Gesellschaft, die menschliche Bindungen niemals, wirklich niemals über christliche Pflichterfüllung gesetzt hatten. Daß eine Hexe mit dem Leben davonkommen sollte, war dem Gott Calvins, Luthers und Wesleys nicht minder ein Greuel als dem des Papstes zu Rom; und als gälte es, den Rekord der heiligen Inquisition noch zu übertreffen, die in einem halben Jahrhundert allein rund um Toulouse vierhundert Hexen verbrannt hatte, so hatten sich diese verhärteten Knechte des Herrn auf nämliche Weise darangemacht, die Neue Welt dereinst besenrein zu übergeben, wofür sie vermutlich sogar die Ewiggestrigen von heute hinter Gitter gesteckt hätten, wäre ihnen nicht die allmächtige Zeit zuvorgekommen. Egal, sie hatten das Ihre getan und die Schuld weitergereicht. Alles andere ging sie nichts an.

Bewundernswürdig schien der Gemeinde vor allem die (wie sie es nannte) Gefäßtheit, mit der der Reverend die schwere Prüfung ertrug

(wenngleich gewisse, wohl allzumenschliche Christen angesichts der Gwyon zuteil gewordenen göttlichen Fügung ganz gern mit ihm getauscht hätten). Ansonsten aber erfuhr niemand etwas Genaueres über die Spanische Affäre. Es reichte zu wissen, daß ihr Pfarrer, aus guter, bodenständiger Familie, nach schwerer Leidenszeit in der Fremde an dieses friedliche Fleckchen zurückgekehrt war, um sie unbeirrbar und mit Rat und Tat auf den Wegen des Herrn zu geleiten.

Ungewohnt frisch klangen seine Predigten. Auf der Flucht vor der Einsamkeit hatte sich Gwyon erneut auf seine Studien geworfen. Doch ohne Camilla war er schnell wieder da, wo er vor Jahren schon einmal gewesen war, als er sie noch nicht gekannt, sondern unter Zuñi, Mojave, Plains-Indianern und Kwakiutl gelebt hatte. Diesmal jedoch ließ er auf seinen allnächtlichen Reisen die Grenzen des angestammten Kontinents endgültig hinter sich und wohnte in Assam oder auf Borneo düsteren Riten bei. Auf seinem Schreibtisch, wie überall in seiner Studierstube, breitete sich absonderlicher Lesestoff aus, lag Euripides neben der heiligen Teresa von Avila neben Denys dem Kartäuser, Plutarch neben Clemens Romanus und den Apokryphen des Neuen Testaments, stapelten sich Ausgaben des *Osservatore Romano* über einem Traktat der Gesellschaft zum Schutz vor Beerdigung Scheintoter. *De Contemptu Mundi, Historia di tutte l'Heresie, Christ and the Powers of Darkness, De Locis Infestis, Libellus de Terrificationibus Nocturnisque Tumultibus, Malay Magic, Religions des Peuples Noncivilisés, Le Culte de Dionysos en Attique, Philosophumena, Lexikon der Mythologie*. Auf einem Band von Sir James Frazer (aufgeschlagen beim Kapitel »Die Opferung des Königssohns«) lag ein weiteres Buch, *Die Herrlichkeit Mariens*, darin unterstrichen der Satz: Eine Mystik ohne Maria ist nicht vorstellbar. Hinter den von intrigantem Eibengeflecht und toxischen Vogelbeeren bewachten Fenstern verging ihm Nacht für Nacht mit der Geschichte des Pilatus, koptischen Legenden, der *Pistis Sophia* und der aquinischen Schilderung, wie der Knabe Jesus einst seine Spielkameraden in eine Herde Ziegen verwandelt hatte; aber das Buch, nach dem er am häufigsten griff, das waren die *Obras Completas de S Juan de la Cruz*, eine Scharteke, groß genug, um die Schnapsflasche zu verstauen, nachdem er mit wütender Klinge die *Dunkle Nacht der Seele* ausgehöhlt hatte.

Aus eiserner Gewohnheit besuchte das Christenvolk seine Predigten, nur zuweilen und nicht einmal angenehm berührt durch so etwas wie Anteilnahme. Doch gestatteten sie ihm, sie auf Latein zu erquicken, und

mit den Jahren ging er sogar dazu über, ihre Steingesichter mit Tiraden in ausgesprochen heidnischer Zunge zu bearbeiten, Italienisch zum Beispiel, Fülle des Wohllauts, das ihre kategorischen Seelen umspülte wie sonnendurchschienenes Wasser eine Gruppe von Felsen. Aber alles in allem hatten sie wenig übrig für verschlammte Nationen. Er ermahnte sie, beim Beten auszuatmen ... oder war es umgekehrt? Durfte man nur beim Einatmen zu Gott sprechen? Niemand wußte das später, allein mit Gott, so genau. Und wenn diese graue Herde seiner freundlichen Lehren überdrüssig zu werden drohte, führte er sie in kurzem Prozeß zurück auf vertrautes Terrain, indem er sie daran erinnerte, daß der Allerhöchste auch in diesem Augenblick die Seinen erkannte als das, was sie waren, ein halsstarriges, unbeschnittenes Otterngezücht: Solcherart Versicherung stellte die gemeine Seelenruhe alsbald wieder her.

Für die Abendmahlsfeier gelang es ihm sogar, wieder Wein einzuführen statt des Traubensafts, den ein abstinenter Gemeindevorstand inzwischen als obligatorisch ausgegeben hatte. So riß er eines sonnigen Morgens seine Schäfchen aus dem Schlaf mit den Worten, —trink nicht mehr Wasser, sondern brauche ein wenig Wein um deines Magens willen und weil du oft krank bist. Das rief natürlich Tante May auf den Plan. Zwar unterstand sie sich nicht, mit dem heiligen Paulus zu hadern, doch gewann in solchen Momenten der alte Verdacht neue Nahrung, daß er den Saulus nie abgelegt hatte, der Jude von Tarsus, mit einer Nase so groß wie die von Sankt Edmund und außerdem mit mancherlei schmutzigen Gewohnheiten, durch die ja die Juden zu trauriger Berühmtheit gelangt waren. Anders als Tante May oder einer ihrer frommen Vereine, deren Mildtätigkeit sich vornehmlich im dunkelsten Afrika austobte und erst jenseits des sechzigsten Breitengrads ihr Ende fand, erstreckte sich Gwyons Nächstenliebe zur allgemeinen Beunruhigung ausschließlich auf den engeren Umkreis. Janet, ein Mädchen, das ihren Kopf durch einen Tic ständig in idiotisch-zustimmender Verrenkung zur Seite legte, war so ein Fall, ein abschreckendes Beispiel für den Niedergang puritanischer Werte, was zunächst nur für ihre Mutter galt (erledigt durch einen Vertreter für Operationsgurte aus New York), später auch für sie, nachdem sie eines Abends, die Chorprobe war soeben vorüber, hinter der Orgel beim Techtelmechtel mit dem Küster erwischt worden war. Janet war in diese Welt geboren, als ihre Mutter bereits seit einigen Minuten nicht mehr unter den Lebenden weilte, ein böses Omen, wie viele meinten, so auch Tante May. Der Vorfall bewies nur, wie recht sie gehabt hatten, und Tante

May sprach auf einmal von Stock und Pranger und der Schande, daß beides mittlerweile aus der Mode gekommen. —Wirklich ein Jammer, uns allen diese Befriedigung zu rauben, pflichtete Gwyon ihr bei. —Wie meinst du das? —Ich meine die kaum zu überbietende Befriedigung, die uns immer dann erfüllt, wenn jemand für etwas bestraft wird, dessen wir selber durchaus fähig wären. —Aber ich ... —Denn was könnte köstlicher sein als jene Externalisierung unserer eigenen Übel? Man stelle sich vor: Andere büßen vor aller Augen für unsere Phantasien ... —Hör auf, rief Tante May, —nichts liegt mir ferner als solche Gedanken. —Aber wenn du noch nie in der Versuchung gestanden hast, wie willst du dann ihr Vergehen beurteilen? fragte er leise. —Du ... du sprichst wie ein Häretiker, brachte Tante May mühsam hervor, —manchmal frage ich mich, ob du überhaupt noch zu unserer Kirche gehörst ... oder zu unserer Familie ...! und verließ das Zimmer.

Der Text für die Predigt des folgenden Sonntags war der Bergpredigt entnommen (Matth 7,1), und Janet wurde Küchenmädchen im Hause des Reverend.

Da das Gespür für Ironie in solchen Gemeinden ohnehin ein eher randständiges Dasein fristet, argwöhnten auch nur wenige hinter der gelebten Nächstenliebe des Reverend eine Spitze gegen die allfällige Borniertheit des Kirchspiels. Einer von ihnen war der Stadtzimmermann. Auf einmal fand auch er jeden Sonntag den Weg in der Kirche, eine unauffällige Erscheinung im Halbschatten des Seitenschiffs, angetan mit Polizeihosenträgern und respektvoll-schlicht geschlossenem Hemdkragen von solcher Hochanständigkeit, daß im Gegensatz zu seinem sonstigen Aufzug sogar der oberste Knopf seines Unterhemds unsichtbar blieb.

Das Pfarramt war ein Schindelhaus, dessen Räumlichkeiten durchweg mit dunklen Tapeten und Täfelungen versehen waren. Zusätzlich verschatteten die Bäume vor den Fenstern die meisten ebenerdigen Zimmer. Doch erst als der Herr des Hauses seine Siebensachen auspackte, schien mit dem Gebäude die letzte entscheidende Wandlung vorzugehen, so, als sei es sich schließlich seiner obskuren Bestimmung bewußt geworden. Watts Bild von Sir Galahad, bisher stets in der zum Arbeitszimmer führenden Diele, wurde ersetzt durch ein Kreuz mit einem Spiegelchen am Endpunkt einer jeden Extremität. Statt Amsel, Drossel, Fink und Star (alle gefertigt von einem entfernten Vetter, dem in der Tierpräparation der Ausstieg aus der Familie geglückt war und der sich im Naturkundemuseum von Capetown, Südafrika, in einem Saal voller ausgestopfter

Kolibris, zu Tode gesoffen hatte) machte sich in der Nische nun die verunstaltete Steinfigur einer spanischen Heiligen breit, Olalla, jungfräuliche Märtyrerin von Mérida. Und wo gestern noch der unscheinbare Elch vor Winterlandschaft gehangen hatte, hing nun ein älterer Breughel, wenn auch nur als Kopie; nicht zu vergessen den manifesten Wahnsinn des heiligen Antonius in der Wüste über jenem unverblichenen Geviert, das ein Bildnis namens »Bäume« dort hinterlassen hatte (Nachlaß einer seligen Jungfer der näheren Verwandtschaft und aus diesem Grunde von Tante May für erhaltenswert befunden).

Unter dem Fenster des Eßzimmers tauchte eines Tages ein für seine Größe erstaunlich niedriger Tisch auf. Er war das Glanzstück seiner just begonnenen Sammlung, unbezahlbar in seiner Einzigartigkeit, obwohl sich Gwyon mit dem italienischen Conte, der ihm das Möbel diskret und nicht ohne Kümmernis angeboten hatte, natürlich anstandslos über die geforderte Summe einig geworden war. Die Tischplatte war dabei die eigentliche Sensation (eine Sensation, die mit Blick auf die unvermeidlichen Zollformalitäten keine sein durfte und deshalb unter mancherlei Listen zu scheinheiliger Touristenware umdeklariert wurde), denn es handelte sich um ein Original des Holländers Hieronymus Bosch (des Höllländers, wie der Reverend zu sagen pflegte, wobei die Sonne Satans in seinen Augen blitzte), das dem Betrachter mit wollüstigem Grauen die sieben Todsünden vorführte. Unter der schützenden Glasscheibe stand Jesus, die durchbohrte Hand erhoben, und darunter das Rubrum: *Cave, Cave, Ds videt...*

—Katholisch! klang es von Tante May wie die ewige Verdammnis. Sie schickte noch etwas über die katholisch-spanische Welt-Eitelkeit hinterdrein, wie sie sich ja auch nicht zuletzt in den Spieglein, Spieglein am Kreuz kundtat. Reverend Gwyon hielt es für das beste, deren wirklichen Sinn nicht weiter zu erläutern.

Was das Äffchen aus Mohrenland betraf, so blieb es verbannt im Kutschenhaus.

Der Zauber der Kindheit ist solcherart, daß wir gerade dann die stärksten Deformationen erleiden, wenn wir sie am wenigsten bemerken. In der mittelalterlich anmutenden Welt des Pfarrhauses wuchs Wyatt über sein Töpfchen hinaus, kam zu keramischen Ehren und lernte statt mit dem Daumen mit dem Zeigefinger in der Nase zu bohren. Mehr Zeit als draußen verbrachte er drinnen, wo, losgelöst vom Wechsel der Jahreszei-

ten, ein ewiger Eishauch wehte und er ziellos die dämmrigen Korridore durchwanderte. Diese düsteren Fluchten waren seine Heimat, hier versank sein Blick im Profil der Holztafelung oder der Stuckverzierung der Decke, hier erforschte er jenes merkwürdige Knarren im spitzwinkligen Gebälk, hier hielt er Zwiesprache mit sich selbst, indem er dieselben Worte, dieselben Wendungen endlos wiederholte, dabei aber nirgends zur Ruhe kam, als stünde er unter ständiger Beobachtung. So konnte es passieren, daß sich hinter ihm plötzlich eine Tür auftat und sein Vater im Raum stand, selber noch mehr überrascht und um Worte verlegen als er, der einfach nur das Kreuz mit den vier kleinen Spiegeln anstarrte, obwohl er nach deren Bedeutung noch nie gefragt hatte. Es gab nur einen einzigen Ort, den er mied oder auf dem Weg ins Eßzimmer so schnell wie möglich hinter sich wissen wollte, wenn auch nie ohne verstohlenen Blick, denn dort in der Nische stand Olalla, die Nasenlose, mit erhobener Hand, bereit, nach ihm zu schlagen, sowie er vorüberging.

—Al-Shira-al-jamâniya ... flüsterte er.

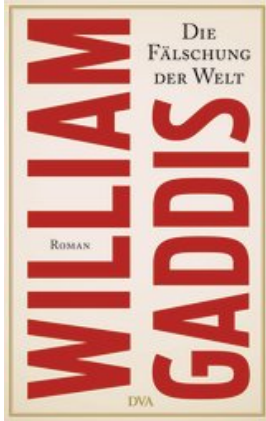
—Wie war das? Was hast du gesagt? hakte die Tante nach, indem sie, die nie ferne war, um die Ecke bog.

—Al-Shira-al-jamâniya ... heller Stern des Jemen ...

—Wo hast du denn diesen Unsinn wieder her? zürnte sie. —Jemen, Gott bewahre! Worauf sie ihn wie eine Spielzeugpuppe Richtung Treppe bugsierte und nach oben schickte, um zur Strafe in Foxes *Buch der Märtyrer* zu lesen, eins der Werke, die ihm zur Vorbereitung auf sein geistliches Amt verordnet waren. Schon als er das erstmal gefragt wurde: Liebst du auch recht deinen Herrn Jesus?, war er auf unangenehme Weise verwirrt, denn da ein furchtsames Herz auf den eingetrichterten Haß leichter anspricht als auf befohlene Liebe, so wollte das Schreckbild des Papstes weit eher drin wohnen als Jesus allein. In seinem Alter war der Vergleich mit dem Blut des Lamms nicht nur geeignet, ihm alle Badefreuden zu vergällen, die Auferstehung selbst schien ihm, der kaum gelebt hatte, nicht unbedingt als erstrebenswertes Ziel. Und wenn stimmte, daß er mit Tante May (wie sie sagte) auf den Wegen des Herrn wandelte, dann vermittelten bereits ihre schwieligen Füße, anders als seine, einen Vorgeschmack auf die himmlische Seligkeit. Daß seine Hoffnungen, zumindest zeitweilig, nicht ganz zuschanden wurden, lag hauptsächlich an der exklusiven Atmosphäre des dornenreichen Pfades hienieden. Dazu kam das Versprechen, bei einem Zwischenstopp zum Paradies dereinst auf seine Mutter zu stoßen, wo sie dann endlich wieder vereint wären, vorausgesetzt natürlich,

man stellte sich Tante Mays orphischer Führerschaft anheim. Und sollten diese Lockungen nicht reichen, so verstand es die Tante meisterlich, bei jeder sich bietenden Gelegenheit das zähneklappernde Szenario eines künftigen Strafgerichts an die Wand zu malen, wogegen in letzter Konsequenz sogar das irdische Jammertal ganz gut abschnitt. — Müßiggang ist aller Laster Anfang, lehrte sie ihn, und — Adam hat genascht verbot'ne Bissen, und wir müssen dafür büßen, wobei die fehlende Gelegenheit zur Sünde Tante Mays entschlossener Zerknirschung keinen Abbruch tat.

Beide, Vater und Sohn, entzogen sich der Tante, wiewohl in unterschiedliche Richtung. Wyatt preschte nach vorne, und alle Versuche, ihn durch den empfindsamen Egoismus der Liebe zu halten, liefen ins Leere. Er, der nun jede Annäherung mit freundlicher Beiläufigkeit quittierte, war nicht mehr zu fassen. Sein Vater dagegen schien vom Abenteuer des Alltags zunehmend überfordert. Wann immer er konnte, zog er sich in seine Studierstube zurück, um sich, Jahrhundert für Jahrhundert, in die Vergangenheit hinabzulassen, bis ihre Stimme, scharf wie die Spitzhacke eines Totengräbers, an sein Ohr drang. Wie die meisten Männer, denen erst spät im Leben Söhne geboren werden, betrachtete auch er Wyatt mit einer Mischung aus Verwunderung und Distanz, sah in dessen Verhalten das phantastische Spiel der reinen Logik am Werk, wo zum Vorschein kam, was sich bei ihm nur im verborgenen hatte entwickeln dürfen. In gewisser Hinsicht vertrauten sie sich sogar ihre Geheimnisse an, aber selbst die kreisten meistens um unerledigte Denkposten der fachbezogenen Art, Probleme, mit denen der Reverend sich noch wenige Minuten zuvor beschäftigt hatte, Ossian zum Beispiel oder Theophrast oder der Hundstern, eine Sonne, deren Erscheinen alljährlich die Nilschwemme einleitete, Al-Shira-al-jamânija, Stern der Feuersglut und Pestilenz: Dergestalt waren die Themen, zu denen Gwyon seine Zuflucht nahm, wenn ihm plötzlich die scheue Gegenwart dieser Abspaltung seiner selbst, der er auf Schritt und Tritt begegnete, das Gespräch aufzwang. Sogar der Name seines Sohnes klang dann anders. (Das hingegen geschah nicht ohne Grund. Bereits Monate vor der Geburt hatten er und Camilla sich auf Stephen geeinigt, falls es ein Junge würde. Doch da Tante May unmittelbar nach der Entbindung kategorisch den Namen Wyatt verfügte, den sie irgendwo im Familienstammbaum aufgelesen hatte, war diese Tatsache vorerst in Vergessenheit geraten. Camilla jedoch erinnerte sich, doch obschon Stephen – von Stephanos, dem ersten Märtyrer – selbst nach Tante Mays Maßstäben als tadellose Wahl gelten durfte, war keiner von



William Gaddis

Die Fälschung der Welt

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 1232 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-421-04519-5

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: April 2013

Das satirische Porträt von nichts weniger als der gesamten modernen Welt – einer der wichtigsten Romane des 20. Jahrhunderts!

Wyatt Gwyon wächst als Priestersohn unter der rigiden Obhut seiner Tante in der Provinz Neuenglands auf und entwickelt ein zeichnerisches Talent. Schließlich landet er Ende der vierziger Jahre im New Yorker Greenwich Village, wo er aus Not zu einem genialen Kunstfälscher wird. Doch er kopiert nicht etwa die alten Meister, sondern erfindet neue »Originale« und arbeitet damit korrupten Händlern und Hehlern in die Hände. Um ihn herum gibt es ein ganzes Heer an Künstlern, Kunstexperten, Schriftstellern, Geistlichen, Forschern und Politikern, die sich alle in einem Netz aus Lügen an der Fälschung der Welt beteiligen. Mit diesem sprachgewaltigen, amüsant und wild wuchernden Epos, das 1955 in den USA erschien, ist William Gaddis ein großer Wurf gelungen, ein Zeitroman über eine bodenlose, auf Lug, Trug und Schein aufgebaute Welt, ein Paukenschlag von einem Buch, das zu den bedeutendsten Meisterwerken der Literatur zählt und als Schlüsselroman der Moderne gilt.



[Der Titel im Katalog](#)